Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 21. 4. 1935 | Nr. 16

Führertum.

Führereigenschaft ist ein Geschenk des Herrgotts. Zum Führer muß man geboren sein. Was den Führer ausmacht, wird nicht durch Übernahme eines Amtes oder durch Beförderung erworben. Der Führer in der Masse ist wie der Diamant im Sande. Er ist unscheinbar, solange er nicht geschliffen wird. Ungeschliffen aber ist er immer wertvoller als das geschliffene Glas in kostbarer Fassung; das bleibt Tand und Heuchelei.

Glänzendes Glas und kostbare Fassung blenden. Die es angeht, merken gewiß einmal den Betrug. Aber das Unheil, das die Falschheit anrichtet, kostet zu viel.

Es steht gut um eine Gemeinschaft, wenn mit Führereigenschaft Begnadete in Ämter und zu Befugnisse gelangen. Wir werden also den Kern auszusuchen haben, ohne uns von der Fassung blenden zu lassen. Wir werden also auf das Herz und den Mut eines Mannes zu sehen haben, nicht aber auf das glatte Gesicht eines Maulhelden. Für diesen ist der Spruch wahr: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“. Hat er das Erstrebte erreicht, dann gleißt er trügerisch in blitzender Fassung.

Der mit Führergabe gesegnete aber betet, daß er die Kraft erhalte, sein Amt redlich und treu auszufüllen und — bescheiden zu bleiben!.

Der Führer ist für die anderen da, immer und überall.

Des Führers Geist ist der Gefolgschaft Geist; die Vielzahl bedarf der Leitung. Ohne den rechten Geist erhält die Menge niemals den rechten Schwung. Die kostbare Maschine bleibt tot, wenn ihr Erbauer sich bei ihrer Berechnung geirrt hat. Geist und Masse müssen beim Bau der echten Gemeinschaft in Harmonie zueinander stehen. War die Überlegung richtig, dann sausen auch die Räder im richtigen Rhythmus.

In der Armee ging und geht der Offizier vor seinen Soldaten. Auf das „vor“ kommt es an, immer auf dieses „vor“. Dieses „vor“ ist das Wesentliche des Führertums. Es begleitet das Tun und Lassen des Führers auf Schritt und Tritt. Darum hat er seinen Leuten vorzumachen, was sie tun sollen. Er hat ihnen vorzuleben, wie sie leben sollen. Er muß die Kraft haben, vorzusterben, wenn die anderen sterben sollen. Vor dem Tode hört jedes falsche Spiel auf. Wenn es hart auf hart geht, zerplatzt die schillernde Schale des falschen Führers. Es braucht nicht immer ans Sterben zu gehen, wenn du sehen sollst, wo sich die Forderung des Vormachens erfüllt. Was kein Verstand des Verständigen sieht, das ahnt in Einfalt ein kindliches Gemüt. Der Mann in Reih und Glied fühlt ganz sicher, was die Stunde geschlagen hat. Da er schweigt, wird manches Unechte erst entdeckt, wenn das Unheil bereits da ist. Steht der Leutnant mit dem Monokel vor seinem Zuge, so darf er es nicht verstecken, wenn der Oberst kommt. Hungert den Mann, so darf der Führer nicht essen. Friert der Untergebene, so verzichtet der Führer auf den Mantel. Des Führers Sorge ist die Fürsorge für seine Gefolgschaft. Der Führer ist der letzte im Quartier, der letzte beim Essen, der Letzte auf dem Stroh, aber der erste bei jeder Hantierung. Nur dann weiß er, wie es um die Stimmung seiner Truppe bestellt ist. Der Sturmführer und der Sturmbannführer, der darum erst danach herumfragt, hat die innere Verbindung zu seinen Männern längst verloren. Er hat schon aufgehört Führer zu sein. Da helfen ihm keine Abzeichen mehr. Umgekehrt: Man braucht nur einen Kompanieführer kennen zu lernen, um zu wissen, wie es in seiner Kompanie aussieht. Sieh dir die Gesichter der in der Front stillstehenden Kameraden an, und du wirst wissen, was mit ihrem Führer los ist. Ist der Geist in der Formation der rechte, dann wirst du helle freundliche Gesichter sehen. Wo Verdrossenheit sichtbar wird, da sehe der höhere Vorgesetzte schleunigst nach dem Rechten.

Das Zwischenträgertum, das Mitteilen und Ausfragen hintenherum ist traurig, des echten Führers unwürdig und für alle verhängnisvoll. Es untergräbt die Autorität des Führers.

Der Führer steht vor seinem Kameraden, Auge in Auge; er spricht mit ihm, ohne dazu eines dritten zu bedürfen.

Der Führer hat seine Aufgabe vollkommen verkannt, wenn er vergißt oder überhaupt vergessen kann, daß er zuallererst Kamerad seiner im Dienst ihm unterstellten Kameraden zu sein hat. Autorität wahren und dennoch Kamerad sein: das ist die schwere Kunst, die der Führer beherrschen muß.

Es entsteht dabei allzuleicht ein falscher Ehrbegriff. Die Ehre läßt sich nicht staffeln, etwa in der Ehre des Offiziers, des Unteroffiziers und die des Soldaten. Es kann nur eine Ehre geben, die des Soldaten. Denn auch der Offizier und der Unteroffizier sind Soldaten. Was aber gesteigert werden muß nach Rang, Erziehung und innerem Manneswert, das ist die Pflichtauffassung und immer wieder die Sorge für die anderen. Dieser gesteigerten Pflicht darf sich in der Formation auch der nicht entziehen, der seine den anderen noch verborgenen Führereigenschaften selber richtig wertet. Diese Pflicht ist nicht von Dienstgradabzeichen abhängig zu machen. Ihre Forderung ist die schwerste, die an den Kameraden in Reih und Glied gestellt werden kann. Er soll Unterordnung üben, Kamerad unter Kameraden bleiben, darf sich nicht vordrängen und hat dennoch die Pflicht, zu rechter Zeit die Entwicklung einer Angelegenheit dahin treiben zu helfen, wohin sie getrieben gehört.

Unterlasse das Schimpfen! Wer unnötig laut ist, hat immer unrecht. Vergiß nicht, daß der Mann schweigen soll. Verleite ihn also auch nicht zu vorzeitigem Reden. Sei großzügig und übersieh auch einmal Dinge, die du nicht sehen solltest.

Habe aber den Mut, gutzumachen, was du schlecht gemacht hast. Deine Autorität leidet durchaus nicht, wenn du zugibst, einen Mann unrecht behandelt zu haben.

Keiner von uns ist ein Meister, jeder hat unausgesetzt zu lernen. So sei alles, jede Verbesserung, jeder Vorwurf, jede Strafe aufgebaut auf dem gemeinsamen Vorsatz, miteinander und aneinander zu lernen, zu helfen und zu bessern. Es gehört gewiß viel Mut dazu. Den muß man aber haben, sonst geht der Machtschimmer der Rangabzeichen eines Tages doch verloren. Unsere Männer sind keine „dummen Rekruten“.

Der Mann soll, im Gliede stehend, schweigen. Wenn du aber als Führer redest, so frage dich stets, was du damit anrichtest, ob du förderst, begeisterst oder — Werte zerschlägst. Der zu strafende Ungehorsam ist manchesmal nicht so sehr die Schuld dessen, der nicht oder schlecht gehorchte, als vielmehr dessen, der schlecht befohlen hat. Von berechtigter Unzufriedenheit — verschuldet durch Unfähigkeit oder Unbedachtsamkeit eines Vorgesetzten — bis zum Ungehorsam ist meist nur ein kleiner Schritt.

Diesen Abschnitt (gekürzt!) entnehmen wir dem soeben neu erschienenen Werk:

Führen und Folgen.

Nur jene . . .

Nur jene in unseren Reihen
sind Kamerad,
die drum ihr Letztes weihen
der Tat.

Nur jene in unserem Heere
nennt man Soldat,
die sterbend sich bekennen
zur Tat.

Gerhard Dabel

Kameraden!

In der nächsten Zeit werden in steigender Zahl ehemalige Mitglieder der Partei zu Euch stoßen. Macht ihnen diesen Schritt leicht, der manchem schwer genug fallen wird, indem Ihr ihnen beweist, daß Ihr in Eurem ganzen Leben echte Nationalsozialisten der Tat sein wollt. Zieht einen Strich unter die Vergangenheit; vergeßt, was war! Nehmt sie auf und behandelt sie nach dem Grade der Tüchtigkeit für unser Volkstum.

E. H.

Redensarten . . .

Es ist noch keinesfalls der Beweis echter revolutionärer Gesinnung, wenn man in starken Redensarten schwelgt, wenn man ständig Komparative oder gar Superlative braucht (also ungern „groß“ sagt, sondern „größer“ oder gar „am größten“ spricht). Dieses ständige Steigern eines Wortes schon bei unbedeutenden Feststellungen, dieses „dicke“ Reden soll zumeist das eigene Schwächegefühl, den mangelnden Standpunkt überschreiten und ist ein typisches Kennzeichen bürgerlich-patriotischer Prahlerei. Der neue Nationalismus, wie er verwurzelt ist im Wesen junger deutscher Sozialisten, gibt sich schlicht gerade, klar und hart, er will Konsequenz und weiß scharf zu scheiden, zu trennen, er kennt keine Übergänge von schwächster, schwächerer, schwacher zu mittelmäßiger und dann zu starker, stärkerer und stärkster Gesinnung. Er kennt nur starke Gesinnung und Gesinnungslosigkeit und zwischen beiden jenes Faule, Schleimige, Schwächliche einer Gesinnungsmache. Zeigen wir die Konsequenz, heben wir den Mut, solche Scheidungen — ohne Stufungen mit Komparativen und Superlativen — unerbittlich durchzuführen.

Es ist oft üblich von „deutschesten“ Menschen, von „deutschester“ Arbeit, von „deutschester“ Kunst zu sprechen, ja, man nennt zuweilen einen Mann oder eine Tat oder ein Werk „deutscher, als einen anderen Mann, eine andere Tat, ein anderes Werk.“ Solche Redensarten müssen wir uns abgewöhnen. Das Deutschtum sollte uns zu heilig sein, als daß wir von ihm Stärkeunterschiede feststellen könnten. Ein Mensch, eine Tat, oder ein Werk sind entweder deutsch oder farblos oder undeutsch. Sicher kann ich bei einem Handeln, Schaffen, Gestalten feststellen, ob es als besonderer Ausdruck des Deutschtums anzusehen ist, ob sich intensiv deutsches Wesen in ihm widerspiegelt. Aber verschiedene Grade des Deutschtums gibt es nicht. Der Künstler, der verantwortungsbewußt aus den vielfältigen Quellen des Deutschtums schöpft und in der Hingabe an der seelischen Bereicherung des Volkes und an der geistigen Erhöhung des Reiches gestaltet und wirkt, kann nicht einer besonderen Stufe des Deutschtums eingeordnet werden, er ist nicht „deutscher“ als ein anderer, sondern farblos oder undeutsch. Das gilt für alle Entfaltungsmöglichkeiten echten Lebens, das gilt an Walstatt, Werkstatt, Weihestatt, bei Kampf, Arbeit, Feier. Das galt zu allen Zeiten. Und nicht eng und beschränkt darf man solche Scheidung treffen. Ein Friedrich der Große war Deutscher, ob er auch französische Literatur schätzte; aber er ehrte ja den deutschen Genius in Bach und übernahm selbst eine Sendung im Aufbau Preußens. Wenn wir scheiden, wenn wir entscheiden, wollen wir von der Vielfältigkeit und Tiefe deutschen Wesens ausgehen, dann aber auch die vielleicht notwendige Ablehnung, Abtrennung unerbittlich aussprechen.

Und was bisher gesagt wurde, gilt auch für andere Worte, die um ihres tiefen Gehaltes Willen durch Grad-Unterschiede, durch Komparative, Superlative oder sonstige Steigerungsformen nicht entwertet, entweiht werden dürfen. Ein Mensch, eine Tat, ein Kunstwerk können nur heldisch oder unheldisch sein. „Heldischer“, „treuer“, „edler“, „freiheitlicher“ kann kein Mensch, keine Tat, kein Kunstwerk sein als ein anderer Mensch, eine andere Tat, ein anderes Kunstwerk! Sie sind entweder heldisch oder feig, treu oder verräterisch, edel oder gemein, freiheitlich oder sklavisch, und, was zwischen diesen Gegensätzen steht, jene faule, schleimige, spießbürgerliche Armseligkeit, die immer nur halb sein kann, die nie sich entscheidet, weder im Guten noch im Bösen, weder im Hohen noch im Niedrigen. — Lassen wir die Redensarten um der Wahrhaftigkeit willen!

Hans H. Reeder.

Volksgemeinschaft.

Täglich wird von einer echten Volksgemeinschaft gepredigt, immer geht das Wort von Mund zu Mund, aber von der wahren Volksgemeinschaft sind wir in der Tat noch weit, weit entfernt. Es ist noch im Moment so, daß jeder Einzelne glaubt, Volksgemeinschaft zu machen, das Volk muß erst einmal eine unersetzbare Gemeinschaft bilden und muß sich dann die Aufgaben dieser Gemeinschaft vor die Augen stellen und diese Aufgaben bis ins Äußerste in die Tat umsetzen, so daß jeder Einzelne es merkt: Er steht und ist in der Gemeinschaft verpflichtet. Die Volksgemeinschaft fordert Großes, Opfermut und Treue. Jedes Glied der Volksgemeinschaft muß sich dessen bewußt sein, daß es um das Ganze geht. Einer für Alle und Alle für Einen, das muß die Parole sein, die über dem Ganzen stehen muß. Um dieses Wort zu verwirklichen, gehört unbedingter Opfermut. Wie vielen ist dieses Wort „opfern“ ein Spielball im täglichen Leben, aber der Sinn und der Wert dieses Wortes ist ihnen nicht bekannt oder besser gesagt, sie wollen gar nicht hinter den Sinn des Wortes kommen. Das könnte doch zu viel von ihnen fordern. Ja, opfern heißt, das Ganze im Auge haben und das „Ich“ dafür zurückstellen. Wenn ich noch mehr als einen Kamerad neben mir habe, und ich sehe, wie er mit der Not zu kämpfen hat, dann heißt es einen Teil von dem oder alles auch mit Freuden für den Nächsten zu geben, in dem Bewußtsein, ich habe ihm geholfen, seine Not ist gelindert.

So müssen wir den Mut aufbringen, auch in dem Kampf um die wahre Volksgemeinschaft uns ganz zu opfern, da darf uns kein Gang und kein Dienst zu schwer werden, wenn wir ihn wirklich zum Wohl des Ganzen tun können.

Die Treue steht zuerst, zuletzt
im Himmel und auf Erden.
Wer ganz die Seele drein gesetzt,
dem wird die Krone werden.

Ho.

Wochenendschulungen.

Untergau Kolmar.

Am Sonnabend, dem 6. April, nachmittags versammelten sich wieder die Führer und Führerinnen unserer Jugendgruppen zur zweiten Wochenendschulung in Oberleschnitz. Abends fand ein Kameradschaftsabend statt, den die Gefolgschaft Samotschin gut ausgestaltete. Das Thema lautete „Kameradschaft“. Sonntag morgen Frühsport, Morgenfeier, und nach dem Frühstück sprach Kamerad Hempel über die Themen „Vom Dritten Reich“ und „Deutsche Ostlandsiedlung“. Nach dem Mittagessen bewegte uns Erika Müller mit Volkstänzen, die uns viel Freude machten. Darauf sprach Kamerad Hirschfeld über „Deutsches Bauerntum“ und schilderte zum Vergleich die Lage der Bauern in Sowjetrußland. Den Heimabend gestaltete die Gefolgschaft Kolmar mit dem Thema „Führung und Gefolgschaft“. Er war einer unserer besten Abende. Am nächsten Morgen fuhren alle wieder nach Hause.

Am Sonnabend, dem 13. begann die dritte Wochenendschulung mit einem Heimabend, den die Gefolgschaft Margonin mit dem Thema „Friedrich der Große“ veranstaltete. Sonntag früh kam Kamerad Herbert Pech, der mit einem dreifachen Sieg-Heil begrüßt wurde. Nach einer Morgenfeier, die Hellmut Hirschfeld hielt, sprach Herbert Pech über „Das deutsche Volksspiel“, im Anschluß daran über „Programmgestaltung und Aufbau und Ausgestaltung unserer Feiern und Kundgebungen“. Nachmittags sprach Lilo Freymann über Mädelarbeit und gab auch eine Reihe von praktischen Beispielen.

Die Burschen lernten inzwischen einige Bewegungsspiele kennen. Volksgenosse Warmbier hielt uns dann einen sehr interessanten Vortrag über „Volk ohne Raum“. Bis zum Abendessen wurde dann noch gesungen und über die Ausgestaltung unserer großen Maifeier gesprochen.

Einen feinen Abend schenkte uns die Gefolgschaft Usch-Neudorf mit dem Heimabend „Der Bauernkrieg“. Damit schloß die dritte Wochenendschulung.

Wir merken, daß wir zu einer geschlossenen Front zusammenwachsen.

Ein Kamerad.

Untergau Schubin.

Sonnabend, den 6. April nachmittags Eintreffen von 50 Jungen und Mädel aus 12 Orts- bzw. Jugendgruppen des Kreises Schubin (und südliche angrenzende Kreise) in Grocholin. Unterbringung der Mädchen im Wochenhaus, der Jungen im alten Schloß, einem Bau aus dem 16. Jahrhundert. In demselben auch Abhaltung des Kursus.

Nach dem Abendbrot: Heimabend, geleitet von Kamerad Pech. Eingeleitet durch eine Ansprache des Kameraden Freiherrn von Rosen, der als den Sinn aller unser Arbeit die Erziehung jedes einzelnen Volksgenossen sowohl zur persönlichen Leistung wie zur Kameradschaft hinstellte. Nur so können wir das Wort wahr machen, das er über diesen Kursus stellte: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ — Dann erfolgte Vorstellung, Lieder, Kanons, Spiele. Fröhliche Stimmung und schnelles Bekanntwerden untereinander.

Sonntag, den 7. April. Um 7 Uhr Aufstehen, $\frac{1}{2}$ Stunde Morgengymnastik. 9—11 Uhr Aussprache über Jugendarbeit, besonders im Bereiche der vertretendsten Jugendgruppen, 11—$12\frac{1}{2}$ Uhr über das Volkslied.

Nach dem Mittagessen $\frac{1}{2}$ Stunde Ballspiele, von 14—16 Uhr praktische Anweisungen und Ausarbeitungen von Kameradschaftsabenden mit anschließender Kritik. Manche Gruppen zeigten recht gute Leistungen.

Nach der Vesper folgte eine Ansprache Dr. Kohnerts über die Pflichten der Jugend. Wir müssen uns einschränken, auf äußerlichen Luxus verzichten und von unseren Vorvätern lernen, die unter oft sehr schweren Verhältnissen den Osten besiedelt haben. Nicht der Standpunkt des persönlichen Vorteils darf maßgebend sein, sondern der des Einsatzes für das Ganze. Dr. Kohnert schloß mit der Aufforderung, klein anzufangen und auf diese Weise die Möglichkeit zu haben, einmal groß zu schließen.

Dann übte Kamerad Pech zwei dreistimmige Sätze, die uns bewiesen, wieviel wir noch zu lernen haben. Anschließend veranstaltete eine am Nachmittag mit dieser Aufgabe betraute Gruppe einen Heimabend. Auch dieser Abend diente der kritischen Stellungnahme. Zum nächsten Zusammentreffen sind zwei Gruppen mit der Ausgestaltung der beiden Abende betraut.

Nach dem Abendbrot folgten noch Lieder und Vorlesungen. Einige Kameraden fuhren mit dem Abendzug, die überragende Mehrzahl am Montag früh nach eingenommenem Frühstück und einem frischen Liede. Ein jeder hat nicht nur „etwas mitgenommen“, sondern vor allem sieht jeder, um was es uns geht. Wir wollen für unser Volk, an ihm und mit ihm arbeiten.

Hermann von Salza.

Dem Hochmeister des Deutschen Ordens.

„Als Vorbild, als Symbol eines bleibend lebendigen Inhalts steht die Erscheinung des Deutschen Ordens und seines Preußischen Staates vor uns.“

Aus Geschichte und Werden des Deutschen Ordens ragt über menschliches Maß eine Gestalt heraus, die uns unwillkürlich in ihren Bann zwingt. Diese Gestalt ist Hermann von Salza, der vierte Hochmeister des Deutschen Ordens, der vor Akkon gegründet wurde mit dem Ziel, Mission unter den Heiden zu treiben, und der in Deutschland zum Staat wurde. Wir haben keine Kunde von der Herkunft und der Jugend des Mannes, der dann Jahrzehnte lang der Träger wichtigster Staatsaufgaben wurde, wir wissen nur, daß er wohl der Sohn eines in Langensalza ansässigen Herrengeschlechts war, wir wissen weiter, daß die Ballei Thüringen eine der ältesten des Ordens im deutschen Land war, und daß von dort her und von den Elblanden die größte Zahl der Ordensbrüder, der Pilger und Siedler kam, die nach dem unwirtlichen und heidnischen Preußenland zogen.

Hermann von Salzas persönliches Leben tritt weit zurück gegen das Werk seines Lebens. So wollen wir darauf verzichten, kleine Episoden zusammenzusuchen. Wir verstehen diesen Mann am besten und ehren ihn am meisten, wenn wir sein Werk sehen, denn gerade unsere Zeit bestätigt uns immer wieder deren Bedeutung.

Wir hören von Hermann von Salza, als er 1209 zum Hochmeister berufen wurde. Diese Berufung war der Beginn eines unruhvollen Lebens, das ihn immer wieder an andere Höfe, in andere Städte und andere Länder führte. Immer aber sah er nur sein Ziel, die Aufgabe seines Lebens, den Orden, dessen Führer er war, groß zu machen. Er sah neben der Missionsaufgabe eine andere, deren Erfüllung ihm genau so sehr Pflicht wurde als die erste.

1211 zieht Hermann von Salza durch Armenien, Zypern und Palästina, das Land, das in jener Zeit das Blut vieler tausend Deutscher getrunken hatte, und in das man immer noch Menschen trieb. In diesen Ländern lag für ihn zu Beginn seiner Arbeit noch die eigentliche Tätigkeit des Ordens: Missionierung der Heiden. In demselben Jahr noch tritt ein Ereignis in das Gemeinwesen der Ordensbrüder, das über die Zeit hinaus von Bedeutung war: König Andreas von Ungarn schenkt den Brüdern vom Deutschen Orden Land (das Burzenland) in Siebenbürgen, mit Rechten, für die der Orden den Schutz der Grenzen gegen Überfälle heidnischer Kumanen zu übernehmen hatte. Erst Jahre später konnte die Bedeutung dieser Schenkung erkannt werden, jetzt galt es zuerst die Rechte des Ordens zu verteidigen gegen die Templer und Johanniter, galt es, die Macht zu festigen bei der Kirche, d. h. beim Papst, und beim Reich, beim Kaiser, Bindungen zum Hohenstaufenhaus immer enger zu knüpfen.

Im Jahre 1217 ist es dem Ordensmeister gelungen, den Kaiser zu bestimmen, seinen Orden der deutschen Brüder gleichberechtigt neben Templer und Johanniter zu stellen. Und Hermann von Salza drängt weiter heraus aus dem mönchisch-ritterlichen Leben und tritt, durch den Kaiser berufen, in die Politik des Reiches ein: 1220 ist er Unterhändler beim Papst bei Friedrich II. Von diesem Augenblick rollt das Leben Hermann von Salzas ab — fast zwangsläufig — bestimmt durch den einmal gewählten Standpunkt zwischen Kaiser und Papst. Dieser Standpunkt bedeutete aber für ihn nicht einen Begriff, aus dem nur für den Orden Gewinn zu schlagen wäre, er sah vielmehr darin seine große Aufgabe, die Träger der weltlichen und geistlichen Macht zusammenzuführen, um durch diese Einheit das Beste zu erreichen für das Reich und damit für die Welt. Das Werk, das er so plante, glückte nicht. Der offene Ausbruch des Kampfes zwischen den beiden Mächten begrub es. Aber neben diese Arbeit hatte Hermann von Salza ja bewußt ein zweites Werk gestellt: Das Werk seines Ordens, dem er Hochmeister war.

Im Burzenlande wuchs der Orden. König Andreas verlieh neue Rechte, deutsche Siedler kamen und begannen eine Arbeit, die sie heute noch erfüllen. Im Jahre 1224 löste der Papst das Ordensgebiet aus dem Ungarischen Staat und machte es selbst zum Staat. Hermanns Ziel scheint erreicht, der erste Schritt zum Ordensstaat auf Grund kolonisatorischer Betätigung getan. Bela IV. jedoch erkennt die Gefahr und vertreibt mit Gewalt den Orden. Und noch ist dieser nicht mächtig genug, sein Werk zu verteidigen. Ein Besuch des Hochmeisters beim Papst bewirkt nicht, von Bela die Erlaubnis zur Rückkehr des Ordens zu erhalten. Der Staat wurde zerstört, ehe er groß wurde. Aber die von dem Hochmeister angesiedelten Deutschen leben noch heute dort.

Hermann von Salza steht am Anfang einer neuen Aufgabe. Das ungarische Mißgeschick konnte ihn nicht bestimmen, sein Ziel zu ändern. Vor allem aber gibt er dem Orden die Aufgabe, nicht allein in den schon erwähnten südlichen Ländern zu missionieren, sondern seine Missionsidee in alle Länder Europas zu tragen. Er vergißt zwar die Aufgabe, die der Orden sich in Palästina gestellt hat, nicht; aber er wächst daneben immer mehr hinein in seine deutsche Berufung.

Das Jahr, das ihm den jungen Staat im Burzenlande zerstört, sieht den Hochmeister auf einer Fahrt in den Norden, die ihn die zukünftige Aufgabe des Ordens noch klarer erkennen läßt, und die ihm auch das Land zeigt, wo sie zu erfüllen ist. Das nördliche Deutschland sollte der Raum werden, in dem Hermann von Salza sein Lebenswerk krönte. Dem immer tätigen Hochmeister gelingt es, den Kaiser für die nordöstliche Politik zu interessieren. Die Goldene Bulle von Rinini legt den Grund für den Preußischen Ordensstaat. Den Beginn der Tätigkeit des Ordens in Preußen führt eine polnische Gesandtschaft herbei, die den Orden bittet, das an die heidnischen Preußen verlorene Kulmer Land zurückzuerobern und dafür zu behalten. Hermann von Salza ergreift das Anerbieten und führt es durch. Die Goldene Bulle sicherte ihm die zum Aufbau seines Staates nötigen Rechte.

Trotz der Aufgabe, die Hermann von Salza als Ordensmeister jetzt hat, erfüllt er seine politisch so schwere Mission zwischen Kaiser und Papst. 1230 gelingt es ihm, die fast unversöhnlich erscheinenden Gegner wieder auszusöhnen, während in Preußen der erste Landmeister, Hermann Balk, des Hochmeisters Auftrag erfüllt: Er nimmt den Kampf gegen die heidnischen Preußen auf und beginnt so eine Zeit, die unauslöschlich eingeschrieben ist in die preußische und deutsche Geschichte: 1231 ersteht die Burg Thorn, 1232 Kulm, 1233 gründet der Orden Marienwerder. Immer weiter dringen die Ritter vor. Sie überschreiten die Weichsel, kämpfen am Haff, erreichen 1237 die Küste, gründen Elbing. Hermann von Salza gelingt es, deutsche Fürsten an den Orden zu binden: Thüringens Landgraf Konrad, Markgraf Heinrich von Meißen, Otto von Braunschweig und viele andere mehr tragen den weißen Mantel, den das schwarze Kreuz schmückt.

Und während der Orden immer mächtiger wird, erfüllt sich Hermanns tragisches Geschick: 1237 wendet sich der Orden gegen ihn, weil jener des Hochmeisters lombardische Politik nicht billigt.

Am 20. März 1239 stirbt der große Kämpfer, der ein großer Politiker war und es durch seine Kraft allein verstanden hat, eine schwankend gewordene Welt zusammenzuhalten, indem er die Träger dieser Welt, den Kaiser und den Papst, immer wieder zusammenzuführen versucht. Und an jenem 20. Januar brach dieser Teil seines Werkes zusammen: Der Papst schleuderte gegen Friedrich II. den Bannstrahl. Hermanns Leben hatte seinen Sinn verloren. Das alte Reich, das er zusammenfügen wollte, zersplitterte, der neue Staat aber, das preußische Ordensland — Hermanns bleibende Tat —, erstand. Und diese Tat ist für uns das Vermächtnis des vierten Hochmeisters des Deutschen Ordens an die deutsche Geschichte. E. Langenbucher.

Unseren neuen Arbeitskameraden.

1. Tretet zur Fahne
in hartem Schritt.
Legt Hand in Hände,
sprecht alle mit:

2. „Wir treten zu euch
als Kameraden.
Woher wir auch kommen,
bereit zur Tat!“

3. „Wir treten zum Führer
mit freiem Gesicht.
Geloben und halten
Gefolgschaft und Pflicht.“

4. „Wir treten zur Erde
in der Hand das Gerät.
Beugen das Antlitz
wie im Gebet.“

5. „Wir stehen bei der Fahne,
mag kommen, was mag!
Bewahren die Treue
Tag um Tag!“

6. Tretet in Reihen,
Mann neben Mann,
Am Volk mitzubauen;
Vorwärts, fangt an!

Georg Basner

Heinrich von Kleist.

Von Robert Hohlbaum.

Das Leben Goethes fließt in schöner Harmonie dahin, das Leben Schillers ist Kampf, aber auch leuchtender Sieg, das Leben Kleists liegt in einem furchtbaren Dunkel, das kaum ein Lichtstrahl durchdringt. An ihm hatte die Nachwelt alles gut zu machen.

Wenn ich von Kleist spreche, so will ich nicht von jenem Kleist reden, der ein subjektiver Dichter war wie mancher andere, sondern von dem Kämpfer, der — um das Wort eines jungen Dichters von heute zu gebrauchen — Rufer und Dichter war und ein nationaler Vorkämpfer in den Zeiten von Deutschlands tiefster Schmach.

Als junger Mann hat er einen Teil der unglückseligen Koalitionskriege erlebt, in denen alte, abgelebte Söldnerheere gegen das französische Revolutionsheer zogen, das ein Volksheer war. Hier konnte er nur dunkle, trübe Eindrücke gewinnne, die er in sein späteres Leben mit sich nahm. Es währte Jahre, ehe er sich selbst findet. Der Beginn der tiefsten Schmach, die Schlacht bei Jena, ist zugleich die Stunde des Erwachens des verzweifelten Nationalstolzes und der unermüdlichen, opfervollen, stillen Aufbauarbeit der wenigen Berufenen. Der Vertreter dieser stillsten, geheimsten Arbeit ist Scharnhorst. Er schärft die Waffe des preußischen Heeres, er bereitet mit tiefster Bedachtsamkeit alles für die Stunde der Befreiung vom fremden Joche vor. Ungestümer, rascher ist Gneisenau. Aber auch er bescheidet sich nach seiner großartigen Waffentat, der Verteidigung Kolbergs, und zähmt sein heißblütiges Temperament bis zu dem Augenblick des Kampfes. Und das Gleiche tun schließlich Blücher und York, nur der Freiherr vom Stein, Clausewitz und Arndt ersehen in Rußland das erste Hoffnungslicht und kehren dem Vaterland für kurze Zeit den Rücken. Sie alle aber bewahren sich für die künftige Befreiung. Kleist bewahrt sich nicht. In einem Augenblick der Hoffnungslosigkeit greift er zur Pistole.

In diesem Selbstmord des Dichters liegt eine ungeheure Tragik. Hätte er noch ein Jahr gewartet, wie kein zweiter wäre er erwacht zu einem neuen herrlichen Leben im Glück des Vaterlandes. In zwei Gedichten hat er dem tiefsten Schmerz Ausdruck gegeben, in dem Zweizeiler

„Die tiefste Erniedrigung“.

Wehe, mein Vaterland dir! Das Lied dir zum Ruhme
zu singen,
ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter
verwehrt!

und in dem furchtbaren

„Letzten Lied“,

das mit der Strophe schließt:

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
der Töne ganze Macht lockt er hervor,
er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
sich näher pflanzen sieht von Tor zu Tor,
schließt er sein Lied. Er wünscht mit ihm zu enden,
und legt die Leier tränend aus den Händen.

Er durfte so singen, denn er hatte von der Lust, für's Vaterland zu streiten, in machtvollen Tönen gesungen. Sein „Käthchen“ gibt den ganzen Glanz des deutschen Mittelalters, sein „zerbrochener Krug“ den herrlichen niederdeutschen Humor unserer Dichtung, und es ist kaum abzusehen, welch goldenes helles Werk er uns in helleren Zeiten geschenkt hätte. Freilich, nicht nur das Leid des Vaterlandes, auch die eigene Erfolglosigkeit drückte ihn zu Boden. Aber den Grund dafür sah er eben in der nationalen Würdelosigkeit des weiten Volkes, und deshalb floß ihm das Leid des Vaterlandes und sein eigenes zusammen und war nicht mehr zu scheiden. Daraus erwuchs ihm aber künstlerisch ein großer Vorteil. Keiner, der nicht die ungeheure Kraftquelle dieses ganz eigenen Leides in sich gefühlt, hätte dieses Leid mit solcher Kraft zum Schmerz des großen Vaterlandes erhöhen können. Es ist natürlich leicht, heute an der „Hermannsschlacht“ künstlerische Fehler zu entdecken, es war vielleicht für die unmittelbar Nachgeborenen, die sich bereits als Sieger und Vergelter fühlten, sogar noch leichter, sich über den dunklen Haß, der aus diesem Werke spricht, erhaben zu dünken. Aus der damaligen Lage heraus, aus der tiefsten Bedrückung, die sich nicht entladen und befreien durfte, muß man diesen Haß verstehen, und jedes gepeinigte und bedrückte Volk wird ihn wieder verstehen, und vergingen tausend Jahre.

„Solang sie (die „Dämonenbrut“ der Feinde) in Germanien trotzt, ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!“ und „Schlagt ihn tot, das Weltgericht fragt euch nicht nach den Gründen!“

Dieser Haß, der über alles menschliche Maß hinaus wächst, erscheint uns wie eine Naturgewalt. Und Naturgewalten mußten gegen Napoleon entfesselt werden, in dem Kleist das böse Prinzip schlechtweg, in dem er einen Dämon der Hölle sah. Wer will gegen diesen Haß die Stimme nüchterner Vernunft erheben, der unsere Peiniger von Versailles gehaßt, der in Clemenceau und Poincaré furchtbare dämonische Mächte gesehen hat? Wehe allen, die solchen Haß in einem Menschenherz wachriefen, noch dazu in einem Dichterherzen, das an anderer Stelle die rührendsten Töne der Verehrung fand, wie in dem Gedicht an die Königin Luise, das vor allem im „Prinzen von Homburg“, dem preußischen und somit dem deutschen Pflichtgedanken der Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung das herrlichste Preislied gesungen hat.

Diese Größe, diese Selbstverständlichkeit der Lebenstreue des preußischen Edelmannes bei allem Stolz des Genies, spricht selbst aus dem kleinsten Widmungsgedicht an hohe Persönlichkeiten, wie dem an die Prinzessin Marianne, von der auch Stein in den Worten rührendster Verehrung spricht. Das war kein Byzantinismus und keine Fürstendienerei. In diesen furchtbaren Tagen waren Herrscherhaus und Volk durch die unlösbare Kette der nationalen Not vereint, hier war der Dichter wahrhaft zur Stimme eines Volkes geworden, auch wenn er nur seinen eigenen Dank und seine eigene Verehrung aussprach.

Eine Gestalt von seltener Reinheit war Kleist und nach Walter von der Vogelweide der erste, der sein ganzes Sein in den Dienst seines Volkes stellte; und deshalb einer der ersten ahnenden Verkünder unserer Zeit der Erfüllung.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.